

GERSEMANN: Skeptisches Fazit nach IWF-Tagung in Washington

Auftritte der 500 größten deutschen Unternehmen unter die Lupe. Wie gut die einzelnen Anbieter abschneiden und welche Internetseiten dem Nutzer am meisten bringen, lesen Sie ab Seite 150.

Redakteurin Claudia Reischauer machte bei den Recherchen die überraschende Erfahrung, daß viele Profis selbst das Web eher zögerlich nutzen. Die E-Mail-Anfrage nach aktuellen Geschäftszahlen und neuen Trends

bei Online-Auftritten beantwortete nur ein Viertel der größten deutschen Multimediaagenturen prompt, online und unkompliziert. Die übrigen wahrten bis zu zwei Wochen lang eiserne Funkstille.

Als Reporterin Brigitte v. Haacke den deutschen Professor Dirk Bergemann in seinem Büro am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston traf, fiel ihr zunächst die karge Möblierung auf: abgewetzte Möbel, klapprige Bücherregale, Linoleumboden. Einziger Schmuck: eine grüne Wandtafel. Doch der Schein trügt: Bergemann genießt Privilegien, von denen viele Kollegen in Deutschland nur träumen können. Ist er doch für ein Jahr von allen Vorlesungspflichten entbunden, um sich ganz der Forschung zu widmen. Als Dozent der amerikanischen Nobeluni Yale steht ihm alle drei Jahre eine solche Auszeit zu. Purer Luxus im Vergleich zu seiner Kollegin Jean Gregory in München, die nicht einmal weiß, wie oft sie sich theoretisch von ihren Vorlesungspflichten befreien lassen könnte – weil es in der Praxis ohnehin nicht funktioniert. Wer soll dann ihre Studenten betreuen? Dafür sitzt die Maschinenbau-Professorin an der TU München in einem riesigen, hellen Büro mit modernen Möbeln und dirigiert eine Mannschaft von 20 Leuten. v. Haacke diskutierte mit den beiden Professoren die Vor- und Nachteile des deutschen und des amerikanischen Hochschulsystems (Seite 172).



v. HAACKE, BERGEMANN: Im Dreijahresturnus Auszeit für die Forschung

Liebe Leserinnen und Leser!

The same procedure as every year“ – so begrüßte Commerzbank-Chef Martin Kohlhaussen am Freitag vergangener Woche Banker und Journalisten zur Mondscheinahrt auf dem Potomac River in Washington. Bei der diesjährigen Jahrestagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) war der Bootstrip, eine jahrzehntealte Commerzbank-Tradition zum Auftakt des Konferenzmarathons, allerdings so ziemlich das einzige Normale. Die Jahrestagung hatte es dieses Mal in sich: Die Welt wartete angesichts der Finanzkrisen rund um den Globus auf ein ermutigendes Signal – vergeblich. Statt dessen nutzte Bill Clinton den Rummel am Montag zu einem Auftritt, um von der beginnenden Amtsenthebungsdebatte im amerikanischen Kongreß abzulenken. *Wirtschaftswoche*-Redakteur Olaf Gersemann, von Düsseldorf zur Berichterstattung nach Washington entsandt, zieht in diesem Heft ein skeptisches Resümee (Seite 24).

Beim Umgang mit dem Zukunftsmedium Internet plagen viele deutsche Führungskräfte noch immer Berührungsängste, sagt Uwe Kamenz, wissenschaftlicher Leiter des ProfNet Instituts für Internet-Marketing in Dortmund. Doch wie präsentieren sich ihre Unternehmen im Netz? Exklusiv für die *Wirtschaftswoche* nahm der Wissenschaftler die Online-

FOTOS: AP, MARGARET GAIN

ALLES WIRD GUT...

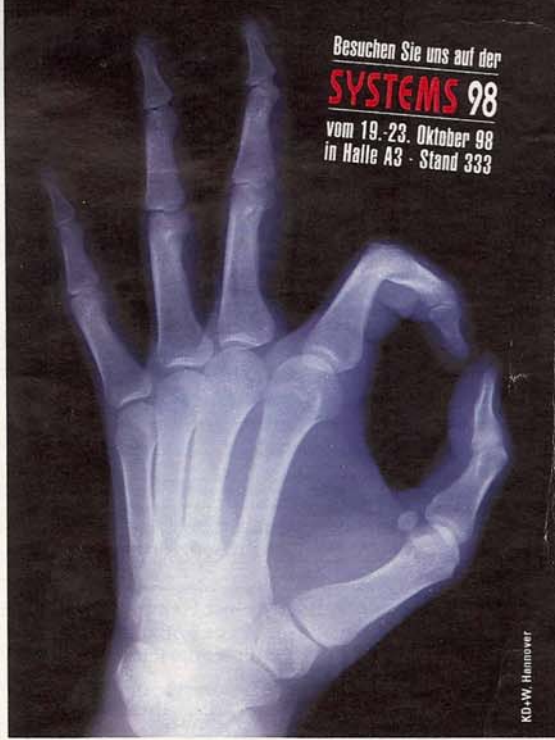
Sie wissen: Papier-Archive sind veraltet. Sie denken: Elektronische Archive sind zu kompliziert...

Keine Sorge - wir helfen Ihnen bei der Umstellung! Mit dem EASY-ARCHIV-System, der professionell und optimal auf Ihre Anforderungen abstimmbaren Lösung für Dokumenten-Management und elektronische Archivierung.

Sie werden sehen: Alles wird gut!

Dokumentenmanagement mit Durchblick

Besuchen Sie uns auf der **SYSTEMS 98** vom 19.-23. Oktober 98 in Halle A3 - Stand 333



KD-W, Hannover



EASY SOFTWARE AG
SOFTWARE FOR DOCUMENTS

Eppinghofer Str. 50 · 45468 Mülheim a.d. Ruhr
Telefon +49(0)208/45016-0 · Telefax +49(0)208/45016-90
E-Mail: information@easy.de · Internet: http://www.easy.de

IHRE REDAKTION ■

re Schüler sollen einmal die technisch-wirtschaftliche Elite bilden. An der TU München herrschen Studienbedingungen, wie man sie in Deutschland nur selten findet. Erst im vergangenen Jahr weihte der Freistaat Bayern den 500 Millionen Mark teuren Neubau des Fachbereichs Maschinenbau in Garching ein. Yale wiederum ist eine der altehrwürdigen Ivy-League-Universitäten in den USA. Schon Nobelpreisträger wie James Tobin und Tjalling Koopmans verdienten sich hier ihre Lorbeeren.

Auch Dirk Bergemann und Jean Gregory sind Ausnahmesehnen in ihren Fachbereichen. In diesem Sinne haben die Lebensläufe des Ökonomen und der Maschinenbauern viele Ähnlichkeiten. Die resolute 40jährige Amerikanerin machte im Schnellwuchlauf Karriere. Das renommierte Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston bot der damals 17jährigen schon ein Jahr vor dem offiziellen High-School-Abschluß einen Studienplatz an. Mit 20 Jahren schloß Jean Gregory ihr Werkstoffkurstudium ab, mit 25 Jahren hatte sie die Promotion von der Stanford University in der Tasche.

Dirk Bergemann wollte eigentlich nach dem deutschen Vordiplom in Volkswirtschaftslehre und Soziologie nur für ein Jahr mit einem Stipendium der Fulbright-Kommission und der Unterstützung des deutschen Volkes an die University of Pennsylvania gehen. Doch weil der junge Deutsche dort auf Anhieb zu den Besten seines Jahrgangs zählte, bot ihm die Universität einen Platz als Promotionsstudent an. Bergemann ließ das deutsche Diplom sausen und bekam 1994 mit der Doktorurkunde das erste offizielle Zeugnis seiner akademischen Laufbahn.

Bergemann: "Wäre ich nach Deutschland zurückgegangen, hätte ich dafür fast doppelt so lange gebraucht."
Obwohl Gregory und Bergemann damit auf einen ähnlichen Lebensweg zurückblicken, sieht ihr Arbeitsalltag heute ganz unterschiedlich aus. In den USA herrscht harter Wettbewerb um kühle Köpfe. Die Konkurrenz der privaten Unis bringt auch die öffentlichen Institute auf Zack. Davon kann in Deutschland nur begrenzt die Rede sein, denn schließlich sollen hier die Universitäten grundsätzlich einen ähnlichen Standard bieten. Das Ergebnis: viel Mittelklassen.

Nicht so in Amerika. Gregory: "In den USA gibt es einige Universitäten für Hochbegabte, andere Hochschulen für gute Studenten und wieder andere für die

JEAN GREGORY
Die Amerikanerin schloß mit 20 Jahren ihr Werkstoffkurstudium ab, mit 25 hatte sie die Promotion von der Stanford University in der Tasche. Heute lehrt sie an der TU München.



zukünftigen Sachbearbeiter." Vor Dirk Bergemann sitzen in Yale nicht 600 Studenten, sondern 23. Einigen Zuhörern macht zwar die Hormonumstellung der Pubertät noch zu schaffen – nicht aber die Formeln, die Bergemann an die Wand wirft. Bergemann: "Viele Studenten hier sind extrem gut in der Formalanalyse." In Deutschland dagegen muß eine Vorlesung nach Ansicht von Gregory durchschnittlichen Ansprüchen genügen – und erzeugt gerade deswegen wiederum Unbehagen. Gregory: "Die Gruppen in den Vorlesungen sind so heterogen, daß man sich als Professor eben irgendwo an der Mitte orientieren muß. Die Langsameren können dabei nicht folgen, die Intelligenteren langweilen sich." Das ist für Bergemann kein Thema: Er behandelt im Unterricht zum Teil Forschung, die noch nicht einmal veröffentlicht ist.

Im Umfang sind sich die Lehrverpflichtungen der beiden Professoren recht ähnlich. Dirk Bergemann muß im Schnitt sechs Semesterwochenstunden unterrichten, Gregory acht. Doch um die Studentenzahlen in Deutschland überhaupt bewältigen zu können, verfügt Gregory zusätzlich über einen Stab von 20 Mitarbeitern. Zu ihrem Team gehören neben einer Sekretärin wissenschaftliche und technische Assistenten sowie studienwirtschaftliche Hilfskräfte. Gregory ist eher forschungsmantelhaft denn Forscherin. Sie schätzt, daß ein Drittel ihrer Zeit für Verwaltung draufgeht.

Weil das in den USA zentral von den Universitäten geregelt wird, haben Professoren mit Verwaltungs- und Finanzplänen

DIRK BERGEMANN

Der junge Deutsche promovierte an der University of Pennsylvania in den USA. Heute lehrt er an der Elitehochschule Yale.



wenn wirklich alle Studenten einzeln zu mir kommen würden?"

Ob sie in den USA oder Deutschland studieren, macht für die Studenten einen riesigen Unterschied. Bei den durchschnittlichen Professorengehältern sind die Abweichungen weniger groß. Wichtig-

ster Unterschied: In Amerika werden Professorengehälter frei verhandelt. Spitzen-

leute können also auch wesentlich mehr für sich herauschlagen. In Deutschland

kommt ein C4-Professor je nach Dienstalter, Wohnort und Familienstand

zwischen 7000 bis über 13 000 Mark im Monat. In den USA steigen Assistenzpro-

fessoren mit rund 7000 Mark monatlich ein. Ein Vollprofessor mit Lebensstellung

kann indes durchaus auf ein Jahresgehalt von circa 200 000 Mark hoffen – Spitzen-

leute jedoch auch auf wesentlich mehr. Dafür müssen US-Professoren ihren

Studenten wesentlich mehr Zeit widmen als ihre deutschen Kollegen. Der größte

Block in Bergemanns Tagesablauf macht mit 50 Prozent jedoch nicht die Lehre

aus, sondern die Forschung. In Yale haben Professoren alle drei Jahre Anspruch

auf ein Forschungsjahr, Sabbatical genannt. Je besser und wohlhabender die

Uni, desto großzügiger die Regelung. Forschungsfreisemester gibt es grund-

sätzlich auch in Deutschland. Nach vier Vorlesungsjahren steht auch Gregory ein

freies Semester zu. Grundsätzlich. Doch die amerikanische Professorenwelt weiß noch

nicht einmal, wie oft sie sich theoretisch von ihren Pflichten befreien lassen können.

„Wer soll denn dann meine Vorlesungen halten?“ fragt sie lachend. An der

TU München ist sie die einzige Professorin für das Pflichtfach Werkstoffkunde. Gregory führt zwar akademische Fache-

sprache mit ihren Assistenten. „Ich

rungsfragen nur wenig zu tun. Dafür ist Dirk Bergemann in Yale auch im wesentlichen auf sich selbst gestellt. Bergemann: „Bei uns teilen sich jeweils drei oder vier Professoren eine Sekretarin – und trotzdem sind die Sekretariate nicht annähernd ausgelastet“, meint der deutsche US-Professor. Bergemann ist gewohnt, alles selbst zu machen. Einzige Verpflichtung: „Gelegentlich werden von der Fakultät Ad-hoc-Komitees gebildet, um neue Promotionskandidaten aufzunehmen oder weitere Professoren“, erklärt er. Jedes Mitglied der Fakultät darf bis zum eigenen Rang über die Aufnahme neuer entscheiden. Doch selbst die Durchsicht der jährlich 500 Doktorandenbewerbungen kostet die Professorenschaft vielleicht zwei Wochen – und dann ist wieder Ruhe für ein Jahr.

Zeitintensiver ist da schon die Betreuung der Zöglinge. Bergemann saß im vergangenen Semester mit jedem seiner vier Promotionskandidaten fast eine Stunde pro Woche zusammen, um neue Ergebnisse und das weitere Vorgehen zu besprechen. Dazu kommen Diskussionen mit

Studenten. An guten US-Hochschulen stehen einem Professor nur zehn Studenten gegenüber – traurig nur gegen gutes Geld.

Wer so studieren will, zahlt auch mindestens 20 000 Dollar pro Jahr.

Noch studiert man in Deutschland kostenlos. Dafür kommen auf einen Professor auch rund 70 Studenten. Entsprechend wenig Zeit bleibt Gregory für jeden

einzelnen. Das findet sie zwar schade, aber sie sagt auch: „Was würde ich tun,

LESALSAL IN YALE: An der alteinwüridigen Ivy-League-Universität der USA herrscht harter Wettbewerb um kluge Köpfe



ber setzen können. Bleibt nur ein Problem: Wer Wettbewerb einführt, muß zugeben, daß nicht alle gleich talentiert sind. Das fällt hierzulande schwer, die Geschichte hat den Deutschen ihre Eliten gründlich verleidet. Also verstecken wir unsere Talente lieber an Einheitsuniversitäten. Als ob es keine andere Möglichkeit gäbe, sich zu Leistung zu bekennen: Frankreich hat seine Grands Ecoles, Amerika die Ivy League – Deutschland die Gesamthochschule. Erst wenn wir das ändern, gibt's statt Sekt auch mal Champagner.

In Deutschland tut sich in Sachen bildungspolitischer Vielfalt derweil wenig. Dank des staatlichen Quasimonopols haben hiesige Universitäten die Dynamik von Einwohnermeldämtern. Dabei mußte Wettbewerb ja nicht gleich amerikanischen Studiengebühren bedeuten. Konkurrenz hieß vor allem, daß die Universitäten ihre Studenten selbst auswählen dürfen, daß öffentliche Mittel leistungsbezogen vergeben werden und daß Hochschulen sich ihre Standards selbst setzen können.

ne passende Lösung finden. In Deutschland tut sich in Sachen bildungspolitischer Vielfalt derweil wenig. Dank des staatlichen Quasimonopols haben hiesige Universitäten die Dynamik von Einwohnermeldämtern. Dabei mußte Wettbewerb ja nicht gleich amerikanischen Studiengebühren bedeuten. Konkurrenz hieß vor allem, daß die Universitäten ihre Studenten selbst auswählen dürfen, daß öffentliche Mittel leistungsbezogen vergeben werden und daß Hochschulen sich ihre Standards selbst setzen können.

Die Wahl einer Universität in Deutschland ist so spannend wie die eines Sektes in der frühen DDR: Rotkäppchen-Sekt oder Rotkäppchen-Sekt – oder vielleicht Rotkäppchen-Sekt? Im deutschen Universitätssystem herrscht soziale Uniformität. Wünsche, Vorlieben oder Talente spielen keine Rolle. Es gibt eine Lösung für alle: die staatliche Studieranstalt. Wenn jeder das gleiche bekommt, kann sich keiner beschweren. Das nennt man bei uns gerecht. So sitzen in deutschen Hörsälen Hochbegabte neben Schwachen. Professoren orientieren sich notgedrungen in der Mitte. Damit produzieren deutsche Universitäten vor allem eines: Mittelmaß, davon aber viel.



BRIGITTE V. HAACKE

Sekt oder Champagner